

hängt neben dem persönlichen Standpunkt davon ab, was man von einem Lehrbuch erwartet. Dem Studenten wird die ganze breite Palette der oft divergierenden, konkurrierenden, ja bisweilen sich sogar widersprechenden Ansätze geboten, ohne ihm auseinanderzusetzen, was davon „wahr“ ist. Vielleicht, weil der Verf. ihm die eigene Stellungnahme nicht abnehmen will, vielleicht, weil die Wahrheitsfrage im modernen Wissenschaftsverständnis kein Thema mehr ist – jedenfalls nicht in der eher spielerischen Attitüde, mit der man Hypothesen und Modelle nur im Hinblick auf ihre instrumentale Brauchbarkeit öffentlich präsentiert. (Für wie wahr ein Autor seine Hypothesen wirklich hält, erfährt man meist erst am Emotionspegel der Diskussion.) Vor allem aber bekommt der Biologie- oder Psychologiestudent eine Orientierung in die Hand, die ihm zeigt, wo und wie man heute in der Ethologie forscht. Und dieser klare Praxisbezug ist wohl der Hauptzweck des Buches. Der Philosoph freilich findet damit nicht sein Auslangen. Wer stärker in die Theorie – und den Wert! – der verschiedenen ethologischen Richtungen eindringen will, wird weiterhin zu den klassischen Autoren: Lorenz, Skinner und, wenn es sein muß, R. Dawkins greifen. – Die letzte Bemerkung enthält in ihrer Emotionalität ein persönliches Bekenntnis. Zunächst ist die soziobiologische bzw. evolutionsbiologische Betrachtungsweise im Buch selbst am breitesten dargestellt, so daß in diesem Punkt am wenigstens ein Rückgriff auf die Originalliteratur (etwa E. O. Wilson 1975, R. Dawkins 1976, W. Wickler, U. Seipt 1977) notwendig erscheint. Sodann soll aber nicht verschwiegen sein, daß gerade diese Betrachtungsweise beim Rez. mehr und mehr einen grundsätzlichen Verdacht hervorgeufen hat: Nachdem es (zu) schwierig ist, komplexes tierisches Verhalten vollständig mit bloßen physiologischen Mechanismen in den Griff zu kriegen, versucht man nun, das immer wieder sich einstellende Leib-Seele-Problem mittels selektionärer Kosten-Nutzen-Rechnungen zu umgehen. Salopp gesagt: entspricht das tierische Innenleben schon nicht unserem Handwerkerdenken, dann soll es wenigstens unserem Krämergeist verständlich werden. Wenn schon physikalische Kategorien nicht ausreichen, dann sind ökonomische immer noch besser als metaphysische. Das scheint der unausgesprochene Hintergrund zu sein für den Siegeszug der Soziobiologie, für weite Teile dieses Buches und damit wohl auch für die eingangs erwähnte emphatische Würdigung durch Wolfgang Wickler. Dabei erklärt der evolutionsbiologische Ansatz überhaupt nichts am Verhalten von Tieren, außer dessen strategischen Vorteil im Überlebenskampf anzugeben. Das bestätigt übrigens auch McFarland ausdrücklich (vgl. 92 bzw. 72). Nur ist die suggestive Kraft dieses Erklärungsmodells dermaßen groß, daß sich zweifeln läßt, wieviel vom fiktiven Charakter einer „genetischen Strategie“ im Gedächtnis bleibt. Und das ist wohl der eigentliche Kritikpunkt: daß dieses Lehrbuch dazu beiträgt, eine Generation von Biologen heranzubilden, die Lebewesen nur noch als Systeme sehen können, die ihren eigenen Marktvorteil kalkulieren. Dann wäre es aber mit der Verhaltensforschung in Zukunft schlechter bestellt als zur Zeit der Reflexkettentheorie.

CH. KUMMER S. J.

AUFGABEN, ROLLEN UND RÄUME VON FRAU UND MANN. Hrsg. Jochen Martin und Renate Zoepffel. Freiburg-München: Alber 1989. Teilband 1 XII/441 S., Teilband 2 XII/S. 443-1013.

Mit dem vorliegenden Doppelband findet das Forschungsprojekt *Kindheit Jugend Familie* des Freiburger Instituts für Historische Anthropologie seinen Abschluß (vgl. ThPh 63 [1988] 459-461). In der Einleitung geben die Herausgeber Rechenschaft vom Zustandekommen des Werks. Auf drei Arbeitstagen 1982-1985 haben die Beiträger – „in der Regel keine Spezialisten für Frauen- und Männerforschung“ (1), sondern Fachleute für eine bestimmte Kultur – Informationen geboten und sich bezüglich systematischer Probleme ausgetauscht: Ist die Geschlechterunterscheidung ursprünglich kulturell-religiös (Tyrell) oder auch wesentlich naturbestimmt (Mitterauer)? Oder gilt eine Mittelbestimmung (Wienold, Burkert), daß die Differenzierung entscheidend durch die neolithische Revolution bedingt wird, aber gerade nicht aus der notwendigen Arbeitsteilung heraus? (Warum sind für Krieg und Jagd Göttinnen zuständig – wobei ein früheres Matriarchat, weil unfaßbar, als Erklärungsgrund ausfällt?) Es ging sodann



um Gesichtspunkte für die Kulturuntersuchungen: Differenzierung von Altersklassen (Lebenszyklus), Zusammenhang von Haus und Familie, soziale Status- und Prestigeordnungen, Geschlechterrollen und Produktion, die Auswirkungen des politisch-militärischen Systems (in Sparta z. B. keine scharfe Geschlechterdifferenzierung), das Gewicht von Religion und Kult. Schließlich die Quellenprobleme: die große Historiographie ist nicht sehr ergiebig, Alltagsgeschichte oft nur für die Oberschichten bekannt; Dichtungen, Märchen, Mythen, Komödien sind ebenso mit Vorsicht zu verwenden wie gesetzliche Regelungen und Prozeßmaterial. Die Sprache ist männlich geprägt, und Frauen vertreten „die Werte der Männerwelt womöglich noch rigoroser als die Männer“ (31). – Was Wunder, daß „durchaus nicht alle Mitarbeiter von den Thesen aller Beiträge überzeugt sind. Vorsicht und Experimentierfreude sind nicht überall gleichmäßig verteilt“ (29), ähnlich das Ausmaß des Rückgriffs auf Literatur und entsprechende Verzeichnisse).

Unmöglich, die Fülle des Zusammengetragenen einigermaßen zu repräsentieren. Es kann nur um eine Anzeige dessen gehen, was der interessierte Leser hier finden kann. Im ersten systematischen Teil schlägt *H. Tyrell* vor, das Geschlechterphänomen als (binäre) Klassifikationsangelegenheit zu erklären (42 S.), *G. Wienold* führt die Genus-spezifikation im Indoeuropäischen auf soziale Funktionen bei Viehhaltung und Ackerbau zurück (78, bei 18 S. Literaturverz.). *W. Burkert* behandelt männliche und weibliche Gottheiten in antiken Kulturen (23). – Dann folgen die Berichte über einzelne Kulturen: *R. Hartmann* über Inka und Azteken (56); *E. Feucht* über das alte Ägypten (68 – hier ist nicht bloß die Quellenlage günstiger, sondern offenbar auch die Stellung der Frau); *W. F. Menski* über Indien (33 – in drei Etappen: 1500–500, 500–1900 [für das häusliche Ritual Kompetenzstreitigkeiten zwischen Priestern und Frauen], Moderne: sie lasse „nicht den Schluß zu, daß es nur eine Frage der Zeit ist, wann Hindus modernes, westliches Verhalten voll übernehmen“ [S. 339]). Zwei Beiträge über China stammen von *G. Linck*, a) über Idealkonzepte im früh- und spätkaiserlichen China (lebensfeindliche Forderungen an die Frau, denen sie sich unterwarf – 30), b) über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung – draußen/drinnen – auf dem Land (13). *S. Fukutō* informiert über die Rollenverteilung im Japan des Altertums und Mittelalters (vor allem in der dörflichen Welt – 20), *M. Neuss-Kaneko* über Norm und Wirklichkeit in der Edo-Zeit (1600–1854: „die dunkelste Ära in der Geschichte der japanischen Frau“ S. 441 [37]).

Teilband 2 wendet sich Europa zu. Die Herausgeberin behandelt das Werkthema für das archaische und klassische Griechenland (58), mit einem traurigen Höhepunkt im 5. Jh., dessen „Männerphantasien“ (so ihre Sicht auf viele Tragödien) „eine ungeheure Nachwirkung über Jahrtausende hatten“ (S. 498 f.). Durchgehende männliche Unsicherheit auch in Rom, wieweil sich in der späteren Kaiserzeit eine neue Beziehung zwischen den Ehepartnern herausbildet (*M.-L. Deißmann* – 64); *venus, amor* und Freundschaft stehen offenbar in bleibender Spannung. Zum Frühchristentum stellt *E. Eyben* erst die Argumente für und wider die Ehe zusammen, dann die zu Gleichheit und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern (41). S. 568: ‚saeculum‘ wäre statt mit ‚Jh.‘ mit ‚das Zeitliche‘, die ‚Welt‘ zu übersetzen. Die nicht zu beschönigenden Dinge sollte man freilich nicht noch überzeichnen; seine Frau (zu) leidenschaftlich zu lieben besagt gerade keine „Seelengemeinschaft“; daß es gleichbedeutend mit Ehebruch sei, ist kein ursprünglich christliches Dictum (S. 568), gleichwohl bedenkenswert. Unter den seltenen Texten von Frauenrespekt und -verehrung werden Theodoret und Ps. Basilios zitiert (S. 573 f.; zum wie des öfteren auch hier angesprochenen Aushalten der Frauen bei der Kreuzigung – S. 575 – vermisste ich immer noch den Hinweis auf ihre geringere Gefährdung). Zwei Beiträge gelten dem Islam: Zum Koran schreibt *H. Motzki* (35 – S. 632 der Hinweis auf eine Entwicklung der Paradiesesvorstellungen zur Zusammenführung der irdischen Familie hin); über juristische Literatur der Mamlukenzeit (7./13. – 9./15. Jh.) *A. Degand* (33), wonach die Pragmatiker frauenfreundlicher eingestellt sind als die strenger an Koran und Sunna orientierten Gelehrten. Einem vielfältigen Wandel im Gang des europäischen Mittelalters geht *A. Nitschke* nach (31). S. 681: bei Alemannen und Bayern war für eine Frau doppeltes Wergeld zu zahlen, bei Franken und anderen (solange sie Kinder bekommen konnte) gar ein drei-



fach höheres; es gibt Phasen einer Hochblüte geschwisterlicher Liebe zwischen Mann und Frau. Neben anderen Daten orientiert Verf. sich wieder an den Bewegungsweise; Wert legt er darauf, daß ein Wandel der Gefühle nicht rasch als Differenzierung gefaßt wird. Autorinnen jener Jahrhunderte widmet sich *K. Arnold*, gegen regelrechte „Aberkennungsstrategien“ des 19. und auch noch 20. Jh.s (21). (Im 13. Jh. propagierte übrigens Guglielma von Mailand das Heil durch weibliche Existenz, mit Päpstin samt ausnahmslos weiblichen Kardinälen – S. 727.) *R. Sprandel*: Frauengeschichten in der spätmittelalterlichen deutschen Historiographie (19 – aus Chroniken zwischen 1347 und 1517). – In der Neuzeit stehen wir mit der umfangreichen Analyse von *E. Stolzenberg-Bader* medizinischer und anatomischer Abhandlungen des 18. und 19. Jh.s mit Abbildungen: „Weibliche Schwäche – männliche Stärke“ (68). Wie der Neger am Maß des Weißen werde die Frau an dem des Mannes gemessen und entsprechend abqualifiziert. Man kann verstehen, daß die Verfasserin ihrerseits nicht ganz sachlich-objektiv interpretiert (allergisch offenbar besonders hinsichtlich des Themas Mutterschaft und gegenüber „einem vermeintlich essentiellen Geschlechtsunterschied“ – S. 818 – überhaupt). Den längsten Beitrag, fast eine eigene Monographie (96 Seiten), liefert *M. Mitterauer* über Arbeitsteilung und Geschlechterrollen in ländlichen Gesellschaften Mitteleuropas. Es gibt männliche, weibliche Bereiche, gemeinsame Felder, interessante Wandlungen etwa in der textilen Hausindustrie; praktische und symbolische Zusammenhänge. Und natürlich läßt der allgemeine Grundsatz „sich formulieren, daß Männer die höher bewerteten, Frauen hingegen die niedriger eingestuften Tätigkeiten ausüben. Deswegen war die Übernahme weiblicher Aufgaben durch Männer stets schwieriger als der umgekehrte Prozeß“ (S. 904). Derselben Frage für Frankreich (und den Mittelmeerraum) im 19. und 20. Jh. geht *M. Segalen* nach (22): „Paradoxerweise verliert die Frau auf dem Land ihre alte Macht gerade im Zeitalter der Befreiung der Frau“ (S. 935). Die Schlußbeiträge handeln von der arbeitenden Frau in Rußland 1860–1917 (*H.-D. Löwe* – 36) und in Ungarn (*Z. Széman* – 16). Personen- und Sachregister sowie eine Kurzvorstellung der Autoren runden das Werk ab.

Der Ertrag – wie schon bei den früheren Bänden – besteht in der grenzüberschreitenden Information, der fachverantworteten Bereitstellung von Materialien zu einer Diskussion, die oft nur emotional und, was die Fakten angeht, mythisch-visionär, pauschal geführt wird. Bezüglich der grundsätzlichen Perspektive ergeben sich freilich keine Verschiebungen; es füllt sich nur konkret, was der gläubige Jude im täglichen Morgenbetet ausspricht: „Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Weib erschaffen“ (während für die Frauen vorgesehen ist: „... der mich nach seinem Willen erschaffen“). Die theologische Deutung dieses Sachverhalts (denn darum handelt es sich selbstverständlich, nicht um irgendeine „chauvinistische“ Ideologie) steht damit ebenso offen wie die Frage, ob und wie es zu Entwicklungen kommen könnte, die ein solches Gebet mit dem ihm eigenen Gewissensanruf (den wir Christen umgehen?) in Wahrheit und Tat überholen.

J. SPLETT

GERHARDT, GERD, *Kritik des Moralverständnisses*: entwickelt am Leitfaden einer Rekonstruktion von „Selbstverwirklichung“ und „Vollkommenheit“ (Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik 217). Bonn: Bouvier 1989. 343 S.

„Es bedarf einer neuen Ethik; denn derzeit diskutierte Ethiken, ältere wie neuere, sind unvollständig“ (10). Mit dieser als Feststellung formulierten These beginnt die begriffsgeschichtliche Untersuchung zu „Selbstverwirklichung“ und „Vollkommenheit“. Die „herkömmlichen Ethiken“ haben bei der Bestimmung des Guten und Bösen „eine vorausliegende Frage vernachlässigt, nämlich die nach dem Verhältnis eines Subjektes zur Moral“ (ebd.). Wer mit der Tradition der Moralphilosophie ein wenig vertraut ist, wundert sich über eine derartige Behauptung und hofft auf weitere Klärung bei der Lektüre, zumal noch völlig offen ist, welches Verhältnis zur Moral denn ein Subjekt nach Ansicht des Autors haben solle. – G. geht zunächst der Verwendung des Wortes (warum immer gleich ‚Begriff‘, wenn schon eingangs von einer Vieldeutigkeit die Rede ist?) ‚Selbstverwirklichung‘ in der Gegenwart nach: In knappen Analysen werden „feuilletonistische Redeweisen“ (21–26; „gewiß kein völlig befriedigender Titel“ (21),